

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

27

Roman von M. E. Belle Grazie.

Da — sie atmete auf. Eines der Mädchen mußte eine besonders lustige Geschichte erzählen, denn plötzlich hielten alle ein, wandten die Köpfe, lachten. . . . Als sie die Arbeit wieder aufnahmen, klaubten sie nach der entgegengesetzten Richtung weiter. Keine hatte ihr Schwinge entdeckt.

„Wonn's Mittoq wird, sen's firti,“ dachte die Annaliese, „und wonn s' hoamgongan, schleich' i aufi und klaub' o, wos s' sehn'n loss'n hob'n.“

Das sagte sie sich so vor. Aber mein Gott! Wußte sie selbst in diesem Augenblick, was sie wollte oder nicht wollte? Und wenn sie es wußte — würde sie es deshalb auch — können? So mir nichts dir nichts da hinausgehen und ruhig ein Tagewerk aufnehmen, als wäre nichts geschehen? Das Tagewerk, das ihr sonst Gott gesegnet und ihr gutes Gewissen leicht gemacht! So leicht und schön, daß ihr in heiligen Stunden oft war, als ginge ihr Schutzengel selbst hinter ihr her: Schritt für Schritt mit weit entbreiteten Schwingen, die leuchtenden Hände wie zum Segen erhoben. „Sei fleißig, Annaliese, ich bring's vor den Herrn!“

Was hatte er nun vor den Herrn zu bringen? Mit einem dumpfen Quallaut schlug sie beide Hände ins Antlitz und weinte, weinte. . . . Weinte die Tränen, die sie in jener unbewachten Stunde so nahe gefühlt.

Wieder näherten sich die Klaubenden der Hütte, nun von der anderen Seite, kamen näher und näher, so nahe, daß die Annaliese jede Stimme erkannte, und das Geräusch der Röcke hören konnte, die draußen an die Bohlen streiften.

„Ob wer drinn' is?“ hörte sie eine sagen.

Ihr Blut erstarrte.

„Der Grof is jo schon hoamgonga,“ warf eine andere ein.

„Hos't'n 'leicht g'feh'n?“

„Wia i hergonga bin, do is er durch die Lokva hoam.“

„Na,“ lachte eine Dritte auf. . . . „Is nit ollemol a Moansbild d'rin!“

„Wih't's no, wer d' letzte g'west is?“ fragte eine dunkle Frauenstimme. Und das Mitleid, das in diesen Worten erzitterte, legte sich plötzlich wie Vergeslast auf die Brust der Hörenden.

Da kam die Antwort. Zehn Stimmen zugleich nannten die Unglückliche — laut, rücksichtslos, halb mitleidig, halb wegwerfend. Eine ganz junge, ganz helle Stimme lachte sogar auf dabei.

„So treten s' nacher mi z'samm!“ dachte die Annaliese. Doch sie mußte still stehen, ganz still, und eine Träne um Träne ihre Qual hinunterschleudern. Nicht einmal ausschlucken durfte sie mehr. So nahe waren die Klaubenden.

„Die kriagt irzt weiter koane Schläg!“ kam es wieder von draußen herein.

„G'schiacht ihr gonz recht!“ rief ein Mädchen dazwischen; hart, hell, mit der ganzen Unbarmherzigkeit der Jugend.

„Dös is die Zöllner Katzl!“ dachte die Hörende. Und wieder stieg ein dumpfer Haß in ihr empor. Was machte es aus, daß die draußen eine andere meinten? Es waren auch ihre Richterinnen.

„Menicher, lost's auf — Zwölfe läuten s'!“ krächte plötzlich ein altes Weiblein. Eine Weile blieb es still. Offenbar hörchte jede nach derselben Richtung.

Die Zöllner Katzl wurde zuerst laut. „Meiner Seel,“ staunte sie und, mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung:

„Dös is heunt' g'schwind ganga!“

„Jo, wonn ma viele lan!“

„Wonn uns der Drab nit so spat ausg'schickt hätt', war's no g'schwinder 'ganga.“ Krächte wieder die Alte. „Sunnst hot ma nia g'schwind g'nua do sein können. Seunt . . . na, heunt hot erst die Sunn' auf die Bleameln scheina müassen.“

„Ah, die Sunn'! Weil holt der Herr Grof hot nit g'stört sein woll'n beim Fog'n.“

„Red'ts nit erst long daher, doß ma endli hoamkämman!“ Wieder rauschten draußen die Röcke, als hätte sich plötzlich Flug Tauben niedergelassen.

„Irzt heb'n s' d' Schwing'n auf'n Kopf,“ dachte die Annaliese. Wenn sie fort waren, wer weiß vielleicht wurde auch ihr leichter. Da plötzlich schrie eine auf.

„Jessaß und 's Awe Maria. . . !?“

Ein Augenblick tiefen, feierlichen Schweigens folgte. Deutlich hörte die Annaliese, wie die Schwingen wieder niedergestellt wurden und die Weiber draußen ins Knie sanken. Ruck um Ruck, eine nach der anderen, während das Geläute der fernen Mittagsglocken gedämpft, aber deutlich über die sonnige Heide hinging — ein sanft rufender, heimatlicher Laut.

Sie mußte nicht draußen sein, die Annaliese, um das alles zu sehen und zu empfinden. Mehr als einmal war auch sie so ins Knie gesunken — mitten im Feld, und hatte Hände und Augen zum Himmel erhoben, während die sonnige Einsamkeit wie leuchtender Gottesfriede über den Seelen lag, die der unbefleckten Mutter des Heilands huldigten.

„Begrüßet sei'st du Maria, du bist voll der Gnaden — der Herr ist mit dir. . . .“

Laut, feierlich klang es zu ihr herein und zwang auch sie auf's Knie, riß auch ihr die Worte von den Lippen, die Worte des Glaubens, den sie so lang' in unentweichter Seele getragen und die sie nun so mühsam, so qualvoll herausstieß, als wären es blutende Segen ihres zuckenden Herzens.

„Du bist gebenedeit unter den Weibern . . . und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes. . . .“

„Jesus!“ fiel es draußen in der Stille hinein — sonor, feierlich, wie mit einer Stimme gesprochen.

Wieder eine kleine Pause, in der die Betenden Atem holten, dann laut und gleichsam himmelstürmend des Englischen Grußes Schluß. . . .

„Heilige Maria Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder. . . .“

Immer tiefer war das Haupt der Annaliese während des Gebetes herabgesunken, immer tiefer. Nun schlug es mit einem erstikten Wehlaut an die Dielen und ihr bebender Körper glitt nach. So lag sie da und weinte in die Erde hinein, was sie dem Himmel nicht mehr anvertrauen konnte. Endlich wurde es draußen still.

Die Annaliese erhob sich, lauschte, noch am Boden kauend, den Stimmen nach, die ferner und ferner verflangen, bis nichts mehr um sie war, als das tiefe Schweigen der Heide. Nichts und niemand, den sie zu fürchten hatte. . .

„Irzt aufi, und d' Schwinga g'holt und —“

Wie seltsam, daß sie das Wort „heim“ nicht einmal mehr zu denken wagte! Mit den Gedanken förmlich umkehrte, so oft sie dahin kam! Und sie hatte doch keinen anderen Ort auf Gottes ganzer, weiter Welt, wenn sie nicht in der „Schweighütte“ bleiben wollte.

„Die Schweighütte — die Schweighütte — die Schweighütte,“ wirbelte es durch ihren Kopf. Kam immer wieder, schrill, eintönig, wie draußen das mittägliche Gezirp der Zikaden, als gäb' es ringsum kein Entrinnen mehr.

Mit bebenden Händen streifte sie die Röcke über, fuhr in ihren Spenzer, an dem da und dort noch die klebrigen Spuren verschütteten Weines hafteten. „Die wasch' ich beim Teich weg,“ dachte sie wie im Fieber. „Beim Teich. . .“ die Rosala hatte so scharfe Augen. Und hatte man schon jemals gehört, daß man vom Klauben — Weinspuren heimbrachte? Wie ekel und schal es nur roch, das Zeug! Und da — knapp über der Brust, der lang am Faden herabbaumelnde Knopf, auch ein Zeuge der wüsten, zähen Gier, die sie entweicht.

Eine tiefe Röte stieg in ihr Antlitz — so rasch und bestig, daß ihr das Blut förmlich vor den Augen flimmerte. Dazu das nun fast geisterhafte Schweigen um sie. Und diese zwei entfehllichen Fliegen, die immer wieder wie ratlos gegen die Scheiben stießen, sich auch keinen Ausweg wußten. . . ganz wie sie! Wie unheimlich, daß ihr zuweilen gerade so war, als wären dies gar keine Fliegen, sondern ihre eigenen Gedanken. „Ich werd' noch verrückt,“ dachte sie. Und ganz heimlich, ganz leise antwortete etwas in ihrer Seele: „Wenn du es nur würdest, Annaliese! Wenn du es nur würdest!“

Aber das war ja schon . . . nicht mehr auszuhalten war das!

Mit einem Sprung stand sie vor der Tür, schob den

Riegel zurück: hinaus! Doch als es nun galt, diese Tür wirklich zu öffnen, sank ihre Hand wie gelähmt herab. Wenn nun doch jemand draußen wäre? Und sie da herauskommen sah . . . aus der „Schweighütte“! So weit sie durchs Fenster spähen konnte — war die Heide leer. Aber hinter der Hütte? Wenn da zufällig nur eines der Weiber zurückgeblieben war? Oder sonst jemand des Weges kam. . . .

Wieder duckte sie sich, lauschte mit angezogenem Atem in die dumpfe Stille hinaus.

„Schweighütte — Schweighütte — Schweighütte,“ zirbten ihr von draußen die Zifaden entgegen. Daß ihr dieses unheimliche Aufzischen der Einsamkeit früher nie aufgefallen war? Aber freilich, nun ging die Sünde mit ihr.

Endlich wagte sie es, die Tür bis auf einen Spalt zu öffnen. Alles still ringsum. Und wenn jemand etwa von ferne herankam! Rasch trat sie heraus, bückte sich, begann, langsam vorwärtsschreitend, im Gras zu klauben.

„Kümmel und Menthe. . . . Kümmel und Menthe,“ dachte sie. Wie schrecklich, daß die Weiber gerade da herum alles abgeklaut hatten.

Hinter ihr fuhren die zwei großen Fliegen aus der Hütte heraus. Sie hörte das Gesumm, sah ihnen nach, wie sie im stahlschimmernden Panzer ihres Brustschildes über das Gras dahinschwirrten.

„Die haben's g'feh'n,“ dachte sie. Und wieder stieg dieser dumpfe, wahn sinnige Haß in ihr auf, gegen alles, was lebte. Nicht einmal solche Fliegen würde sie künftig anseh'n können, ohne d a r a n zu denken. Ja — das war die Sünde!

Ihr Blick suchte noch einmal Nähe und Ferne ab. Zu ihrem Schreck sah sie, daß sie die Tür nur zugezogen, nicht eingeklinkt hatte. Wie sie plötzlich knarrte! Ihr war, das ganze Dorf mühte das gehört haben!

„Fort, fort,“ dachte sie wieder. Ja so — ihre Schwingen, und die klebrigen Flecken an ihrem Spenzer und — plötzlich begann sie zu laufen; die Sonnenstrahlen stachen auf sie herab, der Heide wind ging wie tausend zwischen ihren Armen durch, etwas Fremdes, Unsichtbares und doch Entsetzliches schien neben ihr herzulaufen.

„Diese Angst,“ dachte sie. „Mein Gott, diese Angst!“ Aber — dort bligte schon das Wasser auf, ragte der moosige Pflock aus dem Schilf, an dem der Kahn lag. Rechts davon hatte sie ihre Schwingen ins Rohr gestellt. Wenn sie die nur wieder hatte und noch ein paar Hände voll Kümmel und Menthe drin. . . . Wer wußte, wann sie gekommen, wer durfte sie fragen, warum sie noch dageblieben? Wie ein Alp fiel es ihr von der Seele.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

25]

„Paul!“ schrie es auf, zornig und flehend zugleich, als es fühlte, daß er sich lösen wollte von ihm.

Da erst traf wie erwachend sein Blick die schlanke, schmeidige Gestalt, die ihn umwand und hielt, und er wurde sich des Kampfes bewußt, in den er plötzlich geworfen worden.

Unfähig, sich zu entscheiden, ging sein Blick ratlos, hilflos zwischen den beiden Frauen hin und her, bald von den brennenden Augen der Geliebten gelockt, bald von dem neuen Glanz der Mutter gebannt.

„Komm heim, Paule,“ mahnte sie noch einmal mit leiserer Stimme.

Er fühlte, wie die Angst um ihn in der Gequälten wuchs und den Glanz wieder löschte, der sich über ihre Miene gebreitet hatte; er hörte, wie der liebe, bittende Klang mächtig in ihrem Rufe erstarrte.

Auf seinem fahlen Gesicht spiegelte sich der Kampf wider, der in ihm tobte, ihn hin und her riß und allen Halt nahm.

Da rannte das Mädchen, das kein Auge von ihm ließ, sich an ihm in die Höhe, umklammerte seinen Hals und raunte ihm mit süßer, verheißender Stimme ins Ohr:

„Weib bei mir, Paule, gelt? Mein Bleibste, gelt? Mein Paule!“

Der Duft, der ihrem vollen Haar entströmte, die schmiegsame Weichheit, die lockende Blut ihres Körpers, der sich fest, in wolkigen Bindungen an ihn preßte, halsen ihr werden, versetzten ihn in sinnverwirrenden Rausch. Nur durch Rebel noch sah er ferne, ganz ferne das Gesicht der Mutter, das allen Glanz und alle Weichheit wieder verloren hatte.

Langsam ließ er sich auf den Stuhl niederziehen; der Mutter mahnende Augen ertranken ihm in den Nebeln, die sich um seine Sinne gelegt hatten.

„Paul!“

Ihr schäfer Ruf, der alle Härte und Kälte von früher wieder hatte, riß ihn aus dem Taumel; die weichen Mädchenarme aber fesselten ihn noch immer, und er war zu schwach, sich von ihnen zu befreien.

Das Hohn gelächter des Schusters, der den Sieg der Tochter schon für gewiß nahm, antwortete ihr.

„Gelt?“ rief er triumphierend, „die hält 'n feste!“

Da wandte sich die Frau langsam dem alten Gegner zu; fast war es, als zögere sie einen Augenblick, mit ihm sich in Streit einzulassen. Dann aber sah sie ihm mit ihrem kalten, klaren Blick fest in die Augen.

„Kuppler!“ sagte sie verächtlich.

Der Kleine antwortete nur mit einem Hohnlachen und wandte sich dem Burtschen zu, dessen er jetzt sicher zu sein meinte:

„Gelt, Paule, hier is 's schöner als d'rheime bei der Alten?“

Vielstimmiges Gelächter der Gäste und Zuschauer, die sich neugierig hinzuge drängt hatten und um die Streitenden einen dichten Kreis bildeten, gab ihm recht. Man atmete befreit, daß der Glück-Schuster mit diesem Wort in die spannungsvolle Stille wieder Leben gebracht hatte und war ihm dankbar dafür.

Da trat die Meisterin mit einem Schritte so dicht an den Hohnenden heran, als dies möglich war.

„Gelt?“ fragte sie, „mit Schnaps hab' Ihr mir den Jungen schon betrunken gemacht, wie er noch a kleiner Junge war, jetzt macht Ihr'n mit Eurem Mädel betrunken!“

„Mit Bier ooch!“ lachte einer im Hintergrunde, ein Reibhammel, der dem Tischlerssohn weder das Bier noch das Mädel gönnte.

Die Mädchen lachten, und ein paar Männerstimmen lachten kurz und rauh auf.

„Sumpf-Paule!“ schrie ein anderer Burtsche, versteckte sich aber schnell hinter den breiten Rücken seiner Vorderleute.

Der Name stach den Paul, daß er mit einem Wutschrei auf fuhr, sich roh von den fest an ihn sich Hammernden Mädchenhänden befreite und mit einem Satz über den Tisch weg an die Seite der Mutter sprang, Bier- und Schnaps gläser, gefüllte wie leere, zu Boden reißend. Kreisend fuhr die Menge auseinander.

„Wer hat mich hier zubenannt!“ schrie er atemlos vor Wut.

Die Augen bligten kampflustig in dem zornroten Gesicht. Gleich niederschlagen hätte er den mögen, der ihm das angetan; seine Unterarme, an denen die groben Fäuste wie Klöße hingen, bogen sich nach oben, als krümmten sie sich unter der Kraft, die in ihnen war.

Da aber knallte ihm wie Peitschenschlag der Befehl der Mutter um die Ohren:

„Stille bißte!“

Er duckte sich, aber zufrieden geben wollte er sich nicht:

„Ich sah mir keinen Zunamen geben!“

„Den haste verdient!“

Alles lachte laut auf. Der Paul aber starrte mit dem gleichen Blick wie damals, als er in der Schule bezeugen sollte, daß er betrunken gewesen war, die Mutter an, nur daß ihm diesmal nicht die Tränen in die Augen schossen: Er senkte den Kopf und schwieg. Die Arme sanken ihm schlaff herab und die Fäuste öffneten sich, als wäre plötzlich alle Kraft aus ihm gewichen.

„Bedank Dich bei dem da,“ wies die Mutter auf den Glück-Schuster, der alle Vorgänge mit tüchtig lauernden Blicken beobachtete, „daß der Zuname wieder aufgekommen is. Deinen Vater hat er zugrunde gerichtet, Dich will er auch fertig machen! A Lump sollste werden wie Dein Vater!“

Scharf und hart warf sie die Schande des Vaters vor allem Volk dem Sohne ins Gesicht. Unsicher, fragend sah er nach dem Vater der Geliebten hinüber und begegnete einem höhnisch lächelnden Blick.

„Der Vater is alleene a Lump geworden,“ schrie der Schuster, nun allmählich in Wut geratend, „und der Sohn wird ooch alleene einer werden!“

Die Beschimpfung traf den Paul wie ein Schlag; ehe er aber etwas erwidern konnte, wußte die Mutter den Gegner zum Schweigen zu bringen.

„Wer hat denn geholfen die Wechsel fälschen, hä?“

Ganz fahl wurde der Schuster mit einem Male, und die Hand, die eben das Schnapsglas zum Munde führen wollte, sank kraftlos nieder, daß die wasserhelle Flüssigkeit zum Teil verschüttet wurde.

„Das is noch nicht verjährt, Schuster!“ drohte die Frau und ihre Augen bligten. „Da gib't noch immer Zuchthaus drauf. Schreißt's Euch hinter die Ohren!“

Wie ein Häuflein Unglück koste plötzlich der Verschreckte und stierte auf seine Begnerin; auch ein kurzes, gequältes Auf lachen half ihm nicht über das Peinvolle hinweg.

Die aber wandte sich wieder dem Sohne zu:

„Komm, Paul,“ sagte sie, „wir giehn heim jetzt!“

Der Burtsche folgte der zur Tür Schreitenden, ohne ein Wort zu erwidern; nur als hinter ihm das Gelächter losbrach, zudte er zusammen, aber er wandte sich nicht um, ließ nur den Kopf hängen.

Da schrie die Grete plötzlich auf.

„Paul! . . . Paule! . . . Weib da . . . bei mir!“

Wie ein Wirbelwind sprang sie auf, um den Tisch herum, alle beiseite fegend, die ihr im Wege standen, und zur Tür.

„Paul!“ schrie sie noch einmal.

Der Bursche aber war schon hinaus, und die Haustür fiel schwer ins Schloß hinter Mutter und Sohn.

Da packte das Mädchen eine sinnlose Wut. Den schlanken Leib nach vorn gestreckt, die Fäuste zornig auf und nieder schlagend, so stand sie und starrte mit glühenden Augen durch die Türöffnung in den dunkeln Schlund des Hausflures.

„Du . . . Du . . .!“ stieß sie zwischen fest aufeinander gebissenen Zähnen hervor.

Plötzlich aber warf sie den Kopf zurück und brach in ein gelles, hartes Lachen aus. Verwehelt klang es und wie ein Schälchgen; doch löste sich in diesem tollen Lachen die Wut, es wurde freier und leichter.

„Vater!“ schrie die Crete und wirbelte wie toll um sich selbst: „Jetzt will ich tanzen!“

10.

Mutter und Sohn gingen in den nächsten Tagen stille nebeneinander her und redeten nicht von dem, was vorgefallen war. Sie fühlten beide: das Band, das früher sie verbunden, und das durch das Erlebnis des Paul mit der Crete vom Glück-Schuster zerrissen worden, war noch immer nicht neu geschlungen; sie hatten beide das Vertrauen zueinander verloren.

Das empfand die Mutter schmerzlich; sie sehnte sich nach des Sohnes Liebe, die sie, wie sie wohl wußte, nicht mehr lange würde genießen können. Und mit banger Sorge fragte sie sich, was werden sollte, wenn sie nicht mehr war. Wenn sie seine Liebe nicht wiedergewann, sein Vertrauen zu ihr, den Glauben an das Gute ihres Willens, dann war all das Schwere vergeblich gewesen, das sie für ihn getan, und wenn er ihres Zwanges sich ledig fühlte, würde er doch wieder der Macht des Schusters verfallen. Ihr Einfluß auf ihn, der Zwang ihres Willens mußte für ihn bestehen bleiben, auch wenn ihr Leib im Grabe moderte. Sie mußte im Leben bleiben um ihn und in ihm, auch über den Tod hinaus.

Während die Mutter in schwerer Sorge um ihn sich auf ihrem Lager wälzte, nahm der Paul es stumpf und gleichgültig hin, daß etwas zwischen ihm und ihr stand, was sie nicht zusammenkommen ließ. Er konnte den ersten tiefen Schmerz seines Lebens so schnell nicht verwinden, und nicht gleich wieder Wege finden zu der, die ihm, hart und grausam, sein schönstes Glück zerstört hatte; er konnte es um so weniger verwinden, als er niemand hatte, mit dem er sich aussprechen konnte. Das hatte ihn immer am ehesten befreit, wenn er reden durfte von dem, was auf ihm lastete.

Dem Joseph hatte Frau Rother gleich am nächsten Morgen Arbeitsbuch und Geld, das er zu verlangen hatte, neben die Kaffeetasse legen und ihm sagen lassen, in einer Stunde möge er das Haus verlassen haben. Da sie den Paul, um ihn von dem Gesellen fernzuhalten, zu Sanitätsrat Hartung nach Alt-Heinrichau geschickt, hatte der Joseph keine Gelegenheit gefunden, den Geister seiner Wut von sich zu speien und dem jungen Burschen das Schicksal seines Vaters zu verraten. Aber sie kuckte, über kurz oder lang würde er einem der beiden, dem Verächsel-Schuster oder dem Joseph doch in die Hände laufen, und wenn die ihm erst ihr Gift ins Ohr träufelten, war ihr des Sohnes Liebe ganz verloren.

Sie mußte darum reden, und es wurde ihr doch so unsäglich schwer, zu reden von dem, was ihres Lebens Schicksal gewesen war und heute noch fast ebenso schwer auf ihr lag als am Anfang. So verschob sie es von einer Stunde zur anderen, von einem Tage zum anderen, und wurde ständig unruhiger und aufgeregter.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Architektur.

Ein modernes Theater. Die Errichtung eines neuen Theaters gehört zumeist weniger der Architektur als dem Baugeschäft. Die meisten Theater werden von solchen Leuten gebaut, die gute Beziehungen zum Kapital haben. Weit mehr als bei anderen Objekten entscheidet bei der Vergebung eines Theaters die Frage: kann der Bewerber ein Erhebliches zur Finanzierung beitragen. Und daneben spielen oft genug die Beziehungen zur Baupolizei und zu ähnlichen Instanzen eine entscheidende Rolle. Man darf getrost behaupten, daß der Theaterbau so recht und gottesfürchtig im Zeichen der Schiebung steht. Wenn ein Beispiel verlangt wird, so sagen wir: die Charlottenburger Oper.

Zum anderen üben die Mäcene ihren nicht gerade immer nützlichen Einfluß. Das gilt besonders für die Hoftheater. Sprich: Berlin. Da erben sich die Unfähigen nebst den Pompösen wie eine ewige Krankheit fort; und wir sehen mit Schaudern Mißgeburten, wie die von Kiel oder Freiburg.

Bei solcher Konstellation am Theaterhimmel ist es dann doppelt erfreulich, wenn einmal ein Neubau in die kräftigen Hände kommt. Das gelang bereits hier und da; wir denken an die Bauten von Littmann, besonders an das Charlottenburger Schillertheater, wir denken an das Haus der Kammerspiele von William Müller, an Kaufmanns Hebbeltheater. Wir dürfen künftighin auch das neue Stadttheater von Bremerhaven zitieren, abermals ein Werk von Oskar Kaufmann.

Dieses Theater wurde am vergangenen Sonnabend eröffnet und brachte dem Baumeister einen großen Erfolg. Es ist ohne

Zweifel ein bedeutender Fortschritt über das Hebbeltheater hinaus. Die dort angewandten Prinzipien kamen hier zur Reife. Fragen wir: wodurch charakterisiert sich Kaufmanns neuer Theaterbau als ein spezifisch moderner.

Zunächst dadurch, daß er die Gesetze, die wir allgemein von der Art unserer Zeit fordern, befolgte. Das Haus wurde als ein Raumgebilde und als ein Gefüge aus Stein gedacht. Während die Theater der schlimmsten Zeiten dem bloßen Puppenspiel und der Aulissenreiherei, dazu dem Schwallst an Dekorationen und Flittern verfallen waren, wirbt Kaufmann um die reine Form. Er will nicht durch symbolische Weiber, die über den Türen stehen und an den Wänden hinaufflettert, der Sinn des Hauses deuten; die nackten Mauern sollen den Rhythmus feierlicher Stunden und heiterer Feste verkündigen. Gewiß, auch Kaufmann läßt den Plasterer gewähren, auch er profiliert und gibt den Flächen schönen Reichtum. Das Entscheidende aber geschah, bevor die Dekoration gedacht wurde; oder, richtiger gesagt: die Dekoration blieb nie Zutat, ist stets architektonisches Glied. Daher kommt es, daß man die Fassade als eine Einheit empfindet und zugleich als Projektion der dahinter liegenden Räumlichkeit. Durch ein halbes, sich herborwölbendes Oval, das im Portiere fünf Türen zum Kassenraum, im Oberteil die hochstehenden Fenster des Foyer enthält, entfaltet sich ein gebändertes Pathos. Das Haus erhebt seinen Anspruch als eine Sonderheit, als eine Stätte der seltenen Stunden, angeschaut zu werden; es tut dies mit doppeltem Erfolg, weil Kaufmann sehr geschickt durch eine kleine aber wirksame Platzbildung ihm Raum im Straßenbild schuf.

Die gleiche Baugesinnung waltet im Innern des Hauses. Hier entscheidet sie sich am Grundriß, an der Disposition der Räume. Es gibt kaum etwas Schwierigeres, als den Grundriß eines Theaters zu bestimmen. Unzähligen Paragraphen, zu einem großen Teil sehr notwendigen, ist zu genügen. Der Willkür sind enge Grenzen gesetzt. Gerade darum aber beharrt sich an diesem Teil der Aufgabe die Fähigkeit des Architekten, dessen Beruf ja dahin geht: Konventionen zu variieren, ihnen immer wirksamere und geistreichere Lösungen zu finden. Solches Lob darf Kaufmann für das Bremerhavener Theater verlangen. Den offensbaren Fehler des Hebbeltheaters, das Zusammenstoßen der Bilettkaufenden mit den Passanten zum zweiten Rang, hat er klug vermieden. Und nicht etwa dadurch, daß dieses Theater überhaupt keinen zweiten Rang bekam. Es bekam dafür ein großes Hinterparterre; zu diesem sind die Zugänge von dem Hauptkassenraum abgesondert worden, sie wurden unter ihm hindurchgeführt. Damit sichert Kaufmann dem Theater eine möglichst schnelle Entleerung, eine bequeme Zirkulation. Das aber ist die Absicht jener Vorrichtungen und die Forderung mannigfacher Erfahrungen. Dazu kommt die Disposition des eigentlichen Bühnenapparates. Auch hier hat Kaufmann mit relativ geringen Mitteln viel erreicht. Die Magazine für die Dekorationen liegen so, daß jede unnütze Arbeit vermieden und das Zutragen und Fortstellen möglichst schnell vollzogen werden kann. Die Garderoben der Schauspieler befreit Kaufmann von der ungebühr verwinkelter Enge; wir treffen menschenwürdige, hygienisch untadelige Zimmer.

Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, daß Kaufmann das Programm eines modernen Theaters erfüllt. Er tat es in Schönheit. Dafür zeugt vor allem der Zuschauerraum. Wiederum: ein Raum und kein Kummelplatz. Die Wandungen umfassen uns mit ihrem blonden Leuchten; wir fühlen uns gut aufgehoben. Wir fühlen uns dem Alltag um einige Grade entrückt; wir fühlen den Zwang zur Bühne. Alle Linien, die Brüstungen der Logen, die Tendenz der Seitenwände, besonders die monumentale Flächigkeit des Proszeniums, alles drängt, die Bühnenöffnung anzuschauen. Ein schwerer Rahmen aus Ebenholz steht fest und feierlich in Erwartung der kommenden Bilder.

R. B.

Aus der Vorzeit.

Die Deutung prähistorischer Werkzeuge. Auf ein neues Gebiet in der vergleichenden Forschung, in dem voransichtlich noch viele Ueberraschungen für den Prähistoriker zu erwarten sind, verweist Dr. S. Pfeiffer-Weimar in zwei längeren Abhandlungen, die kürzlich in der Zeitschrift für Ethnologie erschienen sind. Pfeiffer zieht systematisch noch im Gebrauch befindliche Geräte heimischer und fremdländischer Kultur zur Bestimmung und Erklärung prähistorischer Objekte heran. Er geht dabei von der durchaus begründeten Annahme aus, daß die typische Grundform der Geräte für die einzelnen manuellen Verrichtungen sich — solange der moderne Maschinenbetrieb sich nicht geltend machte — erhalten mußte; denn der technische Angriff auf das Arbeitsmaterial hat seit Jahrtausenden mit stets sich gleich bleibenden Faktoren rechnen müssen, als da sind z. B. die physikalischen Gesetze für die Spaltung des Feuersteins, die gleiche Struktur von Knochen, Holz usw. Gewiß, es sind auch schon Versuche gemacht worden, prähistorischen Geräten auf Grund von modernem eine Deutung zu geben; das hat aber zu manchen falschen Schlüssen geführt, da man nur die oberflächliche Ähnlichkeit in Betracht zog. Pfeiffer hat nun eine Methode angewandt, die in ihrer verblüffenden Einfachheit wie das Ei des Kolumbus wirkt. Es genügt ihm nicht die Ähnlichkeit der Formen, ihm kommt es auf die praktische Verwendbarkeit an, darauf, ob die zu bestimmenden Werkzeugtypen für den ihnen zugeschriebenen Zweck tauglich waren. Das kann natürlich am besten durch praktische Nachprüfung am Arbeitsmaterial selbst unter Zu-

ziehung völkertümlicher Parallelen geschehen; und so läßt Pfeiffer „geübte Handwerker mit den prähistorischen Geräten wirklich arbeiten und ihr Urteil abgeben“. Seine Ausführungen sind auch deshalb so bemerkenswert, weil er im Gegensatz zu der seitherigen Uebung bei der Deutung der Geräte nicht den Waffen- und Kultstandpunkt betont, sondern mehr an die auch dem primitiven Menschen viel wichtigere tägliche Beschaffung von Nahrung und Wohnung denkt. So ist ihm z. B. eine annehmbare Erklärung der bisher so rätselhaften sog. Stommandostäbe gelungen. Dieses eigentümliche Gerät, meist ein kunstgerecht durchbohrtes Geweißstück, vornehmlich aus dem Ende der älteren Steinzeit (Beispiele davon im Berliner Völkerkundemuseum), wurde seither teils als Schmuckstück, teils als Bruntwaffe oder dergl. gedeutet. Pfeiffer weist nun auf ein ganz ähnliches Instrument hin, das nicht allein bei niedrigstehenden Völkern der Gegenwart, sondern auch noch in einzelnen heimischen Korbflechterwerkstätten zum Wiegen der Gersten verwandt wird.

Außer diesen gut begründeten Hypothesen haben die Arbeiten Pfeiffers noch das Verdienst, auf eine Lücke hingewiesen zu haben, die von der Völkertunde in Verbindung mit den Museen in der aller kürzesten Zeit geschlossen werden muß. Wir besitzen in reichen Sammlungen die Geräte und Waffen der obstruktsten Regerstämme und stereoskopische, kinematographische und phonographische Aufnahmen berichten uns von ihrem Leben und Treiben. Und unsere eigene Heimat kennen wir nicht. Wer etwa in einem unserer großen Museen nach den Werkzeugen sucht, mit denen ein Sattler, ein Schuhmacher, ein Schmied, ein Stellmacher arbeitet, er würde heimlich überall vergebens suchen. Und doch wäre eine Sammlung, eine umfassende Sammlung solcher Typen mit genauer Angabe des Namens und des Zwecks, wozu sie verwandt wurden, für die Kulturgeschichte unbedingt nötig; wer weiß, ob sie bei der rasenden Entwicklung unserer Technik in zwei oder drei Jahrzehnten noch aufzutreiben sind.

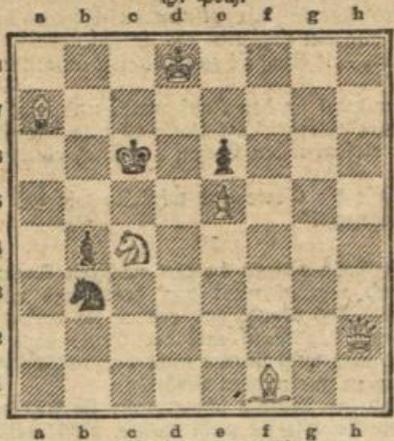
Aus dem Pflanzenleben.

Neues über die Herbstfärbung der Blätter. Wieder flattert in diesen Herbsttagen das rote Laub west und müde hernieder und erweckt melancholische Stimmungen von der Vergänglichkeit alles Irdischen. Aber dies in roten Farben einen letzten glühenden Scheideblick uns schenkende Laub gibt nicht nur zu lyrischen Empfindungen Anlaß, sondern beschäftigt auch die Wissenschaft, die der Herbstfärbung des Laubes in den letzten Jahren eifrige Studien gewidmet hat. In der „Nature“ berichtet Henri Coupin über die neuesten Resultate dieser Forschungen. Der Farbstoff, dessen Vorhandensein das herbstliche Rotwerden der Blätter hervorruft, ist das Anthocyan oder Blumenblau, eine Form der Stärkezucker Verbindung, die in diesem Augenblick in den Zellen der Blätter und besonders in der Epidermis erscheint. Die Veränderungen dieser Veränderung sind in der letzten Zeit viel beachtet worden. Hohl und Haberlandt schrieben dem Wechsel der niedrigen Nachttemperaturen und dem kräftigen Licht des Tages eine hervorragende Bedeutung dabei zu. Diese Anschauungen erhielten experimentelle Beweisskraft durch die Versuche von Gaston Bonnier, der das Rotwerden der Blätter bei verschiedenen Pflanzengattungen hervorbrachte, indem er sie während des Tages einem kräftigen Licht und während der Nacht der Wirkung niedriger Temperaturen aussetzte. Die Rolle, die jeder dieser beiden Faktoren, Temperatur und Licht gesondert, bei der Erzeugung des Blumenblaus hervorbringt, hat Overton untersucht. Er ließ Licht und niedrige Temperatur getrennt auf eine bekannte Wasserpflanze, Hydrocharis, einwirken, und erkannte, daß beide Faktoren in demselben Sinne Veränderungen hervorbringen, d. h. daß das starke Licht ebenso das Rotwerden begünstigt, selbst wenn die Temperatur die gleiche bleibt, wie das Einwirken der niederen Temperaturen ohne Lichteinfluß. Derselbe Physiologe und ebenso Molliard und Palladine haben außerdem gezeigt, daß das gleiche unter ganz hellebigen Licht- und Wärmebedingungen eintritt, wenn man die Pflanzen durch zuckerhaltige Lösungen kultiviert. Durch diese Erkenntnis ist M. Combes veranlaßt worden, eine chemische Analyse der Pflanzen, die von Natur rot werden, vorzunehmen. Er hat festgestellt, daß die Erzeugung des roten Farbstoffes, die durch verschiedene Ursachen hervorgerufen wird, in allen Fällen von einer Vermehrung der Kohlenwasserstoffverbindungen begleitet ist. Die Analyse hat einwandfrei erwiesen, daß in den roten Blättern die Mengen von Zuder und Stärkezucker beträchtlich größer sind als in den grünen Blättern derselben Pflanze. Es scheint also, daß man die Bildung des Blumenblaus für die Folgeerscheinung einer Vermehrung der zuckerhaltigen Verbindungen ansehen muß; die Wirkung des Zuders scheint die Beschleunigung der Oxydationsprozesse zu bedingen. Es ist ferner, daß eine nützliche Substanz, wie der Stärkezucker, sich in den Blättern vermehrt, die rot werden und zu sterben bestimmt sind; logischer würde es im Haushalt der Natur erscheinen, wenn diese Produkte sich im Stamm oder in der Wurzel sammeln würden, die den Winter überleben. Aber es hat den Anschein, als ob die Pflanzen Gründe haben, die unsere Vernunft nicht ahnt. Der Beweis dafür ist, daß ähnliche Phänomene sich bei allen Blättern zeigen, die im Herbst herabfallen.

Schach.

Unter Leitung von S. Kaplin.

S. Peč.



Eine der wichtigsten theoretischen Errungenschaften des Karlsbader Turniers bestand in der eifrigen Kultivierung der von uns befristeten Verteidigung des Damengambits mit 1. d2-d4, d7-d5; 2. c2-c4, c7-c6! die in der überwiegenden Majorität der Fälle mit genügendem Erfolg zur Anwendung kam. Diese Spielweise wird jedoch von Dr. Tarrasch im „Total-Anzeiger“ als „minderwertig“ bezeichnet und zwar mit der einzigen (!) Begründung: „Sie nehme dem schwarzen Damen Springer das Entwicklungsfeld c6, weshalb der Bauer nach c5 gehöre“. — Wenn auch die von Dr. Tarrasch hervorgehobene Schattenseite des Zuges 2. . . . c7-c6 zugegeben werden muß, so kann die Schlussfolgerung der „Minderwertigkeit“ wenigstens a priori d. h. ohne konkrete variantenmäßige Ausführung doch nicht anerkannt werden. Denn als Mittel zur Freihaltung des c6 gibt Dr. Tarrasch die „Postierung des Bauern nach c5“ an, was den Zug 2. . . . e7-e6 unerlässlich macht. (1. d4, d5; 2. c4, c5; 3. Sc3, c5 oder die Zugumstellung 1. d4, d5; 2. c4, c5; 3. Sc3, c6 etc.) Jedoch durch 2. . . . e7-e6 wird augenscheinlich dem schwarzen Damenläufer fast jede Bewegungsfreiheit genommen. Wodurch ist aber bewiesen, daß die Einschränkung der Entwicklungsfreiheit des Sb8 für Schwarz nachteiliger ist als die des Lc8? Im Gegenteil, auf den ersten Blick dürfte erscheinen, daß dem Sb8 noch zwei andere Entwicklungsfelder (a6 und d7) mit weiteren Perspektiven frei bleiben, während bei 2. . . . e7-e6 dem Lc8 nur das Feld d7 übrig bleibt, wo er selbst ganz aussichtslos und anderen Figuren im Wege stehen würde! — Wenn Tschigorin von einer „Minderwertigkeit“ der Verteidigung 2. . . . c7-c6 wegen Einschränkung des Sb8 sprechen würde, so könnte man seine Logik wenigstens a priori angeben, weil Tschigorin eben als Mittel zur Vermeidung der Schattenseite des Zuges 2. . . . c7-c6 die Methode 1. d2-d4, d7-d5; 2. c2-c4, Sb8-c6; 3. c4xd5 (oder 3. Sf3, Lg4); 3. . . . Dd8xd5; 4. Sg1-f3, Lc8-g4; 5. Sb1-c3, Dd5-a5 befristete, die sowohl dem Sb8 als dem Lc8 ihre uneingeschränkte Bewegungsfreiheit hinterließ. (Das Tschigorinische Schien der Freihaltung der beiden leichten Figuren des schwarzen Damenflügels scheiterte, nebenbei bemerkt, nicht am Mangel an aprioristischer Logik, sondern an einem variantenmäßig erzwungenen Verlust an Material.

Da aber Dr. Tarrasch, der dem Lc8 mit 2. . . . e7-e6 fast seine ganze Diagonale wegnimmt (an der Entwicklungsmöglichkeit des Lc8 hängt auch die des Ta8), die „Minderwertigkeit“ von 2. . . . c7-c6 predigt, weil es dem Sb8 ein einziges der ihm zu Gebote stehenden drei (!) Felder nimmt, so können wir hierin a priori keine Logik erkennen! — In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß nach 1. d4, d5, 2. c4 die sofortige Annahme des Bauernopfers aussichtslos wäre, weil Weiß den Bauer mit Tempoerwerb zurückeroberet: 2. . . . dxc4?; 3. e3, b5? (3. . . . e5!; 4. Lxc4, exd4; 5. Db3 xc); 4. a4, e6; 5. axb5, cxb5; 6. Df3 xc. Um das Zentrum zu behaupten (oder um e2-c4 nicht zuzulassen), muß Schwarz den Bd5 mit einem Bauer beden und hat also nur die Wahl zwischen 2. . . . e6 und 2. . . . c6! Beide Züge haben ihre Schattenseiten: Der erste hemmt den Lc8, der zweite den Sb8. Aber einen dieser Nachteile muß schon Schwarz eben im Kauf nehmen! Welcher Schaden leichter zu ertragen ist, kann nur variantenmäßig und nicht etwa a priori entschieden werden.

Die betreffenden variantenmäßigen Ausführungen werden wir nächstens bei der Veröffentlichung einschlägiger Partien in den Blößen bringen. Einseitigen sei noch bemerkt, daß 2. . . . e7-e6 ein rein defensiver Zug ist, der keine, wie immer geartete unmittelbare Drohung in sich enthält. (3. . . . 3. . . . dxc4; 4. e3, b5; 5. b3, Lb4?; 6. Ld2, LxL?; 7. DxcL xc. Weiß gewinnt den Bauer zurück.) Hingegen ist 2. . . . c7-c6! aggressiver Natur. Er droht nämlich (wenn Schwarz am Zuge wäre) Bauerngewinn mittels 3. . . . d5xc4!, weil der oben angegedeutete (2. . . . dxc4?; 3. e3, b5; 4. a4 bezw. 4. b3 etc.) Abzugewinn des Bauern für Weiß nach 2. . . . c6! nicht mehr geht.